■ Schrift – Alltag – Macht

Gesine Krüger, Schrift – Macht – Alltag. Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika, Köln/Weimar/Wien (Böhlau) 2009, 363 S., 44,90 €

Die Studien zur Entwicklung der Schriftkultur, die seit den 1960er Jahren erschienen sind, diskutierten ihre Ergebnisse von Anfang an auf internationaler Ebene, wodurch sie auch schriftkulturelle Entwicklungen in unterschiedlichen Kulturen wahrnahmen. Zunächst gingen sie davon aus, dass schriftliche und mündliche Kommunikation prinzipiell zu trennen seien und – darauf aufbauend – dass Gesellschaften mit Schrift von solchem ohne Schrift zu unterscheiden seien, wobei die traditionellen afrikanischen Gesellschaften zu letzteren gezählt wurden. Doch schon in den 1970er Jahren wurde die darin implizierte Annahme, dass Schriftgebrauch von sich aus zu entscheidenden Veränderungen in Denkstrukturen und damit auch zu gesellschaftlichen Veränderungen führen, in Frage gestellt. Es wurde darauf hingewiesen, dass die Wirkung des Schriftgebrauchs sich erst aus dem Kontext ergibt, in dem Schrift angewendet wird. Das Problem ist allerdings, dass bisher noch keine überzeugenden theoretischen Modelle für den Zusammenhang zwischen Schriftgebrauch, sozio-kulturellem Kontext und den Folgen des Schriftgebrauchs vorgelegt wurden.

Auch Gesine Krüger strebt nicht die Formulierung einer solchen Theorie an, aber sie legt einen wichtigen Beitrag zur weiteren Diskussion dieser Fragen vor. In ihrer Studie zum Lesen und Schreiben im kolonialen Südafrika in der Zeit vom 1830 bis 1930 will sie nachweisen, dass es in Südafrika eine eigenständige literale Welt gab, deren Etablierung keine Entfremdung von einer oralen Welt oder gar eine Übernahme fremder Ausdrucksformen bedeutete. Sie hebt hervor, dass Schrift keine »intrinsisch europäische« Kulturform ist, sondern ihren Platz

in allen Kulturen gleichermaßen findet. In Südafrika besitzt diese Frage ungemein politische Bedeutung, denn ein Element der Apartheidspolitik war es, den afrikanischen Gesellschaften Literalität abzusprechen und sie dem Kulturbereich der Oralität zuzuordnen. Somit wiederholen die wissenschaftlichen Studien, die von einer Dichotomie zwischen oraler und literaler Welt ausgehen, bewusst oder unbewusst derartige kolonialpolitischen Zuschreibungen. Indem Krüger nun gegen eine solche Dichotomie anschreibt, folgt sie zugleich einer folgt sie der in Geschichtswissenschaft und Sozialanthropologie formulierten Vorstellung von (Kolonial-)Geschichte als einer »geteilten Geschichte«.

Um von der genannten Dichotomie abzukommen, muss Krüger einen »weiten« Begriff von Schriftkultur zugrunde legen, bei dem sie »Schriftlichkeit […] als ein durch Aneignung und den individuellen wie sozialen Gebrauch konstituiertes Verhältnis zur alphabetischen Schrift [versteht]. In diesem Sinn können sich auch ›Analphabeten‹ literal verhalten«. Eine solche weite Definition korrespondiert mit neueren Ergebnissen der Forschungen zur Alphabetisierung und Schriftkultur, nach denen die Teilnahme an der Schriftkultur nicht notwendig davon abhängt, dass eine Person selbst lesen und schreiben kann.

Krüger legt ihrer Untersuchung vor allem die Analyse von Briefen zugrunde. Sie zeigt, dass diese bisher für bürgerliche Schichten genutzte Quelle gerade auch tiefe Einblicke in das Leben einfacher Menschen (hier afrikanischer Wanderarbeiter und ihrer Familien) erlaubt, denen bisher kaum Kontakt zur Schriftkultur zugesprochen wurde. Diese zentrale Quelle ergänzt sie durch Zeitungen und Biografien einzelner Personen. Im ersten Kapitel stellt Krüger die Verbreitung der Schriftkultur durch Missionsschulen und deren politische Einbindung im Südafrika des 19. Jahrhunderts dar. In den Kapitel 2 und 3 diskutiert sie dann zwei besondere Ausformungen der Schriftkultur in Südafrika: In Kapitel 2 untersucht sie die von den Wanderarbeitern entwickelte Briefkultur, die sie in den Kontext der ökonomischen und sozialen Entwicklungen einbettet. Auch die Entstehung einer afrikanischen Öffentlichkeit rund um die Publikation afrikanischer Zeitungen, der sie in Kapitel 3 nachgeht, erfolgt auf der Grundlage einer konsequenten Kontextualisierung mit der politischen Entwicklung. In Kapitel 4 diskutiert Krüger anhand der Ergebnisse ihrer eigenen Forschungen abschließend die Thesen der internationalen Studien zur Schriftkultur.

Die schwarze Bevölkerung Südafrikas lernte Schrift im 19. Jahrhundert zunächst durch die Mission kennen. Da Literalität für die Mission eine große Rolle spielte, bot sie einen Ansatz für eine breite Literalisierung, wobei nicht alle bei einer Missionsstation Lebenden selbst alphabetisiert waren. Wichtiger war es für sie, einer Gruppe anzugehören, die sich um Schriftstücke herum konstituierte und in deren Zusammenhang sie dann Anstöße erhielten, sich eigenständig mit der Schrift und ihrem Gebrauch vertraut zu machen. Das Bestreben der Kolonialregierung, Angehörige der afrikanischen Elite durch eine Erziehung in Missionsschulen in die Kolonialgesellschaft einzubinden, scheiterte jedoch. Stattdessen entstanden eigenständige Zeitungen und Zeitschriften, um die herum sich im 19. Jahrhundert eine selbst schreibende und debattierende Leserschaft, also eine Öffentlichkeit entwickelte, die begann, die Interessen der afrikanischen Bevölkerung zu vertreten. Krüger widerspricht damit der These von Keith Beckenridge, eine afrikanische Öffentlichkeit habe sich erst in den 1920er Jahren konstituiert und sei dann durch die Rassenpolitik unterdrückt worden. Diese rassenpolitische Unterdrückung begann bereits ab 1880 und schränkte den Handlungsraum einer auf Literalität begründeten afrikanischen Öffentlichkeit zusehends ein, bis schließlich eine Dichotomie zwischen einer »europäischen« literalen und »afrika-

nischen« oralen Kultur formuliert wurde, die in Wirklichkeit die afrikanische Literalität unterdrückte statt deren Mangel zu dokumentieren.

Dieses Urteil erscheint umso gerechtfertigter, als Krüger nachweisen kann, dass Schriftlichkeit in den 1920er Jahren bereits tief in die Alltagswelt auch der einfachen Bevölkerung eingedrungen war. Der Hintergrund war das Wanderarbeitssystem, in welchem zahlreiche afrikanische Wanderarbeiter vor allem in den südafrikanischen Gold- und Diamantenminen arbeiteten. Um Kontakt zu ihren Familien und Verwandten zu halten, etablierten sie ein dichtes Netz regelmäßiger Briefe. Schriftlichkeit wurde somit nicht nur für den notwendigen Kontakt mit Behörden und Firmen genutzt, sondern auch aus persönlichen Bedürfnissen heraus. In dieses Kommunikationsnetz waren auch Personen integriert, die im technischen Sinne »Analphabeten« waren, die aber innerhalb dieses Netzes literal handelten.

Krüger zeigt damit überzeugend, dass die Trennung zwischen oralen und literalen Gesellschaften eine ideologische ist. Schriftlichkeit erhält ihre Wirkungsmacht im Wesentlichen durch ihren kulturellen, ökonomischen und politischen Kontext, in dem sie angewendet wird. Liefert sie hiermit einen wichtigen Beitrag zur Entmythologisierung des Verschriftlichungsprozesses, gilt es in Zukunft vor dem Hintergrund dieser Ergebnisse zu fragen, ob mit dem Übergang zu einer schriftlichen Kommunikation und mit dem Alphabetisierungsprozess nicht doch auch ein qualitativer Wandel verbunden war und worin dieser Wandel bestehen kann. Hierbei darf nicht von der Textlichkeit als solcher ausgegangen werden, es ist vielmehr von einer engen Verquickung zwischen oraler und medialer Kommunikation (und neuerdings auch der digitalen Kommunikation, die seit einigen Jahren als weitere Kommunikationsform hinzukommt) auszugehen. Zudem ist die kontextuelle Einbettung zu berücksichtigen, durch die Schriftlichkeit erst ihre spezifische Funktion erhält. So wäre auch nach der Funktion und Macht schriftkultureller Vermittler zu fragen, die in jeder literalen Gruppe, an der auch »technische Analphabeten« beteiligt sind, eine zentrale Position einnehmen, und die Krüger in ihrem ansonsten sehr überzeugenden Buch weitgehend unberücksichtigt lässt.

Reiner Prass (Erfurt)